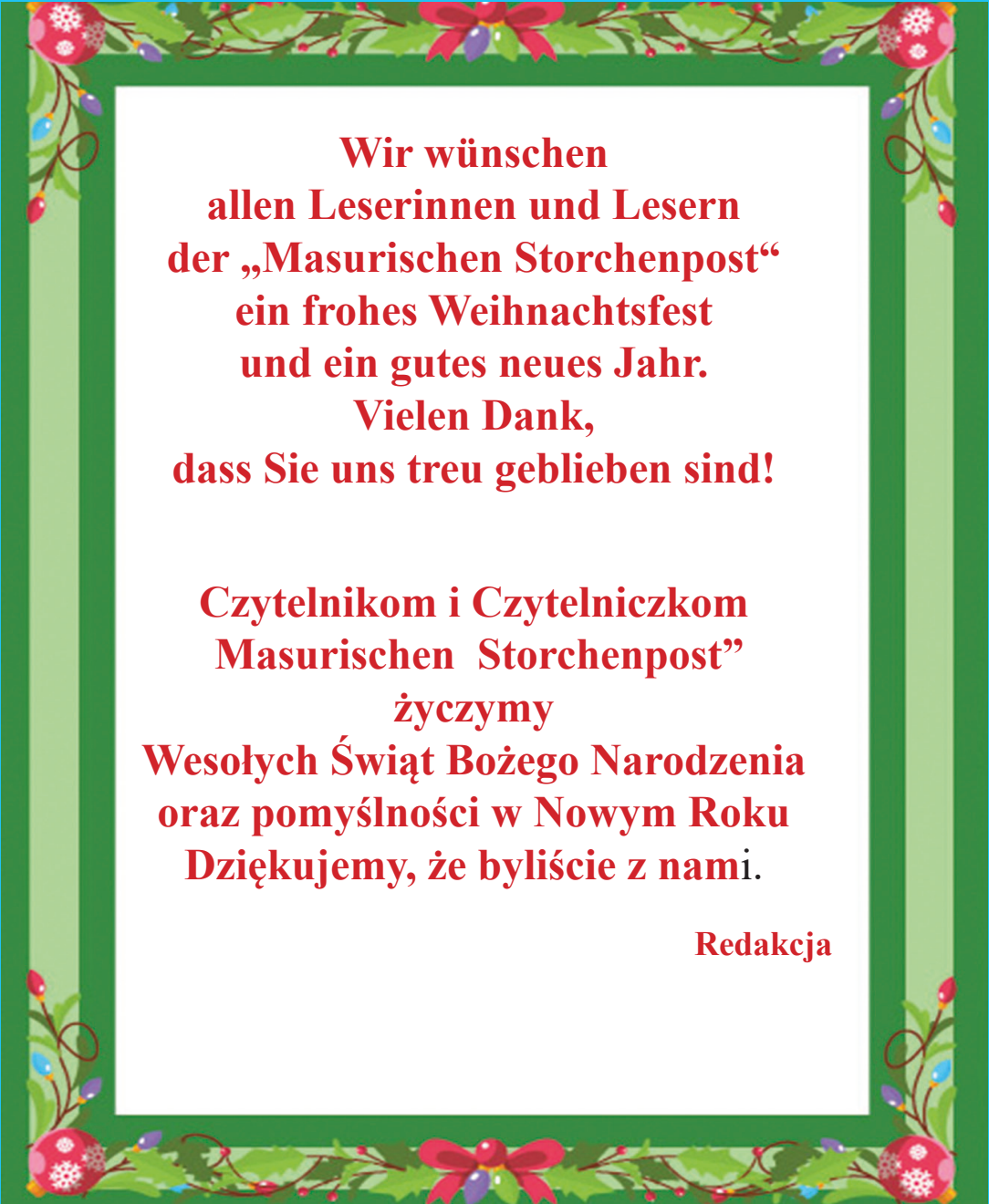


35. Jhg. Dezember 2025 Nr.12 (445)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Wie in einem Märchen! Die Altstadt von Olsztyn schmückt sich mit
Weihnachtsbeleuchtung./ Jak z bajki? Świąteczne iluminacje w Olsztynie
na Starym Mieście Foto: TKO.pl**



**Wir wünschen
allen Leserinnen und Lesern
der „Masurischen Storchentpost“
ein frohes Weihnachtsfest
und ein gutes neues Jahr.
Vielen Dank,
dass Sie uns treu geblieben sind!**

**Czytelnikom i Czytelniczkom
Masurischen Storchentpost”
życzymy
Wesołych Świąt Bożego Narodzenia
oraz pomyślności w Nowym Roku
Dziękujemy, że byliście z nami.**

Redakcja

INHALT/ w tym numerze

- 4 Dezember – Zeit des Lichts und der Hoffnung
- 5 Märchenhaftes Olsztyn – Ein Spaziergang zwischen
 Legende und Gegenwart
- 8 Der Tannenbaum - **Von Günter Schiwy**
- 12 Der „Bunte Teller“ früherer Zeit - **Von Günter Schiwy**
- 16 Weihnachten 1948 oder Die Uraufführung
 Von Jörg Bernard Bike
- 21 Vier Kerzen brannten am Adventskranz.
- 22 Gedichte **Von Stefan Pioskowik**
- 23 Der seelische Ratgeber **Von Siegfried Lenz**
- 31 Wassersport in Masuren **Von Reinhard Donder**
- 33 Ein Heiligabend vor langer Zeit **Von Günter Donder**
- 38 Die Legende vom Weihnachtsmann
 Von Heidrun Gemähling
- 41 Grudzień – Czas Światła i Nadziei
- 48 Baśniowy Olsztyn
- 52 PROROCZA MISKA **Von Siegfried Lenz**
- 60 IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Dezember – Zeit des Lichts und der Hoffnung

Der Dezember tritt ein wie ein Festzug aus Lichtern. Nach der Stille des Novembers bringt er Glanz und Wärme in die Dunkelheit. Kerzen erhellen die Fenster, Tannenbäume schmücken die Häuser, und die Welt scheint für einen Augenblick wieder jung zu werden.

Es ist der Monat der Erwartung: Advent, Weihnachten, die Hoffnung auf ein neues Jahr. Kinder zählen die Tage, Erwachsene erinnern sich an eigene Kindheitsträume, und die Gemeinschaft findet sich zusammen, um das Licht zu teilen.

Die Natur ruht nun ganz. Schnee bedeckt die Felder, die Luft ist klar und kalt, und die Nächte tragen den Glanz der Sterne. Der Dezember schenkt uns die Erfahrung, dass selbst im tiefsten Winter Wärme möglich ist – durch Nähe, durch Rituale, durch das gemeinsame Feiern.

Er ist ein Monat der Gegensätze: Dunkelheit und Licht, Kälte und Geborgenheit, Ende und Anfang. Und gerade darin liegt seine Schönheit. Der Dezember lehrt uns, dass Hoffnung immer wiederkehrt, dass jeder Abschluss zugleich ein neues Versprechen

Märchenhaftes Olsztyn – Ein Spaziergang zwischen Legende und Gegenwart

Der märchenhafte Charakter Olsztyns erhielt im April 2025 eine neue Dimension: In der Altstadt und im Stadtzentrum tauchten bronzene Figuren auf, die an die alten Märchen und Legenden Ermlands erinnern. Jede von ihnen erzählt eine eigene Geschichte – stets mit einer Moral.

Entstanden ist dieser besondere Spazierweg im Rahmen des Olsztynrer Bürgerhaushalts. Der Antrag stammte von Jarosław Łaskarzewski, die Skulpturen schuf der Künstler Dawid Gołębiowski. Das Projekt „Auf den Spuren der Märchen und Legenden aus Ermland und Masuren“ sollte das touristische Angebot bereichern, die regionale Kultur sichtbar machen und zugleich zum Lesen und zu aktiver Erholung anregen.

Eine neue Attraktion: Die Siedlung der Barstuki

Eine Fortsetzung dieser Idee bildet die Siedlung der ermländischen Barstuki – kleiner Zwergen aus dem regionalen Volksglauben. Sie entstand im sogenannten „Loch“ unter dem Hohen Tor, eigens für den Ermländischen Weihnachtsmarkt.

Die Baugrube selbst hat eine Geschichte: 2012 wurden dort die Reste einer mittelalterlichen Rondelle freigelegt. Pläne für eine repräsentative Präsentation der Mauern scheiterten zunächst an fehlenden Mitteln. Nun steht die Stadt kurz davor, die Arbeiten zur erneuten Freilegung, Sicherung und späteren Wiederverfüllung zu vergeben. An der Oberfläche soll der Verlauf der Mauern sichtbar

bleiben – als stiller Hinweis auf die einstigen Befestigungen.

Die Barstuk-Siedlung wurde vom Künstler Krzysztof Witus Witkowski nach einer Idee von Natalia Tejs gestaltet. Er baute fast jedes Element selbst: Häuschen, Pilze, Türen, Werkstätten. Mit Unterstützung seines Teams entstand in nur drei intensiven Tagen eine winterliche Szenerie, die den Weihnachtsmarkt atmosphärisch ergänzt. Besonders nach Einbruch der Dunkelheit entfaltet die Installation ihren märchenhaften Glanz. Sie bleibt bis zum 6. Januar 2026 zu sehen.

Wer sind die Barstuki?

Die Barstuki gehören zum ermländische Volksglauben und wurden von Maria Zientara-Malewska in ihrer „Weihnachtsmärchen“-Erzählung beschrieben. Es sind freundliche Kobolde, die nachts heimlich den Bewohnern halfen: Sie reparierten Werkzeuge, räumten auf, brachten Holz. Ihre Anwesenheit galt als Zeichen von Glück und Wohlstand.

Dass ihre Siedlung gerade im „Loch“ vor dem Hohen Tor entstand, ist daher kein Zufall: Die Ruinen und die natürliche Hanglage boten eine ideale Kulisse für ein Dorf voller kleiner Werkstätten, Feuerstellen, Fliegenpilze und Kochkessel.

Mehr als Folklore

Der Direktor des Städtischen Kulturzentrums, Mariusz Sieniewicz, betont, dass die Barstuki nicht nur als niedliche Figuren verstanden werden sollten:

„Ich möchte nicht, dass wir die Botschaft der diesjährigen Ausgabe des Weihnachtsmarktes infantilisieren. Manche sagten, es sei irgendein Treffen von Zwergen.“

Wir möchten, dass die Bewohner sich selbst fragen, ob sie etwas Gutes tun können, ohne dafür etwas zu erwarten. Uneigennützig. Darin liegt die Idee des Barstuk.

Wir leben in Zeiten ausgeprägten Egozentrismus und Narzissmus, wir prahlen gern mit verschiedenen Dingen. Und die Figur des Zwergs spricht von einer gewissen Demut, davon, Gutes zu tun, ohne dafür ein Kompliment oder eine Belohnung zu erwarten.“

Die Figur des Zwergs spricht von Demut – davon, Gutes zu tun, ohne Lob oder Belohnung.“

So verbinden die Barstuki Vergangenheit und Gegenwart: Sie sind Teil alter Erzählungen, folkloristisches Motiv und zugleich moderne Stadtskulptur, die Olsztyn um eine poetische Dimension bereichert.

B.W.

Quelle:

[https://warmia-i-magia.olsztyn.pl/
https://olsztyn.wyborcza.pl/olsztyn/7 z 26.11.2025
https://kopernik.warmia.mazury.pl/warminskie-skrzaty-przejmujaj-olsztyn-powstala-wioska-barstukow/2025-12-11](https://warmia-i-magia.olsztyn.pl/https://olsztyn.wyborcza.pl/olsztyn/7 z 26.11.2025https://kopernik.warmia.mazury.pl/warminskie-skrzaty-przejmujaj-olsztyn-powstala-wioska-barstukow/2025-12-11)

Der Tannenbaum

Von Günter Schiwy

Der Dezember ist ein Monat, in dem sich die Feste häufen. Dieser Monat ist in früheren Zeiten als Winter-, Heilig- oder auch Christmonat bezeichnet worden.

In der Vorzeit galt dieser Monat bei unseren Vorfahren, den prußischen Galindern, nach dem heidnischen Glauben als Mittwintermonat, der von Dämonen und Totengeistern bevölkert war.

Diesen Brauch haben die späteren Masuren bis in die christliche Zeit herübergerettet. Daneben existierten christliche Feste mit christlichen.

Vorstellungen der Advents- und Weihnachtszeit, die sich allerdings in ihrer jetzigen Form erst später entwickelten.

Doch war der Dezember schon immer eine Wendezeit mit zahlreichen Festen auch bei den heidnischen Prußen, an denen Zauber und Orakel praktiziert wurden. Die heidnischen Bräuche und Kulte werden erst später im christlichen Sinne von der katholischen Kirche interpretiert und miteinander vermischt.

Weihnachten wurde im heutigen deutschen Sprachraum erst seit dem 9. Jahrhundert zum allgemeinen kirchlichen Feiertag erklärt. Es war eine reine religionspolitische Entscheidung, um die heidnischen Glaubensvorstellungen abzulösen.

Die heutigen christlichen Weihnachtssymbole sind erst viel später entstanden, wie Adventskranz, Weihnachtsbaum, Adventskalender, Weihnachtslieder, Krippenspiele, Weihnachtsspeisen, Weihnachtsgeschenke, Weihnachtsmärkte usw.

Von Christi Geburt, die wahrscheinlich zwischen dem 7. und 4. vor unserer Zeitrechnung stattfand, ist weder das genaue Jahr noch das Datum bekannt. Zunächst legte man das Fest von Jesu Geburt auf den 6. Januar fest, den Tag seiner Taufe. Doch die katholische Kirche war gar nicht so erbaut, Jesu Geburt zu feiern, weil man Geburtstagsfeiern mit heidnischen Kulturen verband.

Bei der endgültigen Wahl, Christi Geburtsdatum auf den 25. Dezember zu legen, spielten verschiedene Faktoren eine Rolle, auf die ich nicht näher eingehen möchte.

Die Prußen und Germanen feierten den 25. Dezember als das Julfest, vermutlich die Wintersonnenwende. Sie glaubten, in der Julnacht würden die Toten wiederkehren. Deshalb versuchten sie sie durch entsprechende Opfergaben für sich freundlich zu stimmen.

Dabei dauerten die Feierlichkeiten bis zum 6. Januar. Doch die dazwischen liegenden Tage waren eine gefürchtete Zeit, weil nach dem heidnischen Volksglauben Hexen und Dämonen ihr Unwesen in den Zwölfnächten trieben.

Den wiederkkehrenden Wesen aus dem Totenreich stellte man verschiedene Speisen vor die Tür, damit sie sich gütlich taten und ihnen nichts antaten.

Es ist allgemein bekannt, daß die Prußen und Germanen Bäume für heilig hielten und diese von ihnen verehrt wurden. Vor allem den immer grünenden Bäumen wurden besondere Kräfte zugeschrieben. Deshalb konnte man sein Haus durch Tannengrün vor Dämonen, Hexen, Krankheiten und Blitzen schützen. Darüber hinaus sollten immergrüne Pflanzen im Winter guten Waldgeistern Zuflucht bieten.

Eine besondere Zauberkraft ging von Fichte, Tanne, Wacholder (Kaddig), Kiefer, Eibe, Buchsbaum, Stechpalme und Efeu aus. Vergessen wir nicht, daß auch noch heute Grün als Symbol für ewiges Leben, Gesundheit und neues Werden gilt!

Im Mittelalter schmückte man sein Haus während der Sonnenwend- feier mit Tannengrün oder anderen immergrünen Zweigen als Schutz gegen Zaubermittelaus. Selbst die Klöster und Kirchen taten es. Erst später wurde die Sitte plötzlich als heidnisch verdammt.

Um 1500 erklärte die Kirche das „Tannenreisig“ in den Stuben als heidnischen Weihnachtsbrauch, mit dem die Heiden zu Neujahr ihren Gott Janus ehren. Aus diesem Grund verbot die Kirche das Schneiden von Tannengrün.

Im 16. Jahrhundert holte man dann kein Tannengrün mehr, sondern stellte ganze Tannenbäume auf.

Das geschah erstmals in Freiburg bei den Bäckergehlen und in Basel bei den Schneidergehlen.

Diese Bäume nannte man „Weihnachtsmaien“ entsprechend dem

Maibaum und den Birkenbäumen, die überall als Pfingstschmuck aufgestellt wurden.

Der Weihnachtsbaum war zunächst ein Gemeinschaftsbaum der Zünfte, um dann später mit der Entwicklung des protestantischen Weihnachtsfestes in den häuslichen Bereich überzuwechseln.

Seinen Durchbruch als Weihnachtsbaum in den Haushalten erreichte er erst im 19. Jahrhundert, wo er reichlich geschmückt wurde. Heute ist der Tannenbaum Sinnbild der deutschen Weihnacht!!!

Beide kirchlichen Konfessionen werten ihn nunmehr als „ihr Weihnachtssymbol“, obgleich die katholische Kirche ihn lange als „heidnische Sitte“ entschieden ablehnte. So ändern sich eben die Zeiten und die Ansichten!

Letztlich entscheidet der mündige Bürger selbst, was er zu Weihnachten in seiner Stube haben möchte! Und das ist gut so!!!

Der „Bunte Teller“ früherer Zeit

Von Günter Schiwy

Wer kennt ihn nicht, den weihnachtlichen Bunten Teller unter dem Weihnachtsbaum am Heiligen Abend, der mit seinen verschiedenen Leckereien unsere Kinderherzen erfreute?

Dieser „Teller“ hat alle Zeiten überdauert! Selbst in den Kriegsjahren war er präsent! Niemand wollte ihn am Gabentisch missen. Er erfreut nicht nur Kinderherzen, sondern auch die Erwachsenen mögen ihn gern. Er verleitet zum Naschen!

Der Bunte Teller selbst existiert in den verschiedensten Formen und aus den verschiedensten Materialien. Es gibt ihn als Pappteller, als Porzellanteller, als Teller aus Blech, Keramik und Holz. In der Regel sind die Bunten Teller mit weihnachtlichen Motiven, wie dem Christkind, dem Weihnachtsmann und Sternen dekoriert. Die Teller haben eine ausladende Form, damit sie viel der köstlichen Gaben aufnehmen können. Sie gleichen eigentlich mehr Schüsseln.

Wenn ich mich meines masurischen Bunten Tellers erinnere, dann enthielt er viele Köstlichkeiten, die mir alleine gehörten und die ich gerne aß.

Es waren unter anderem 1 Apfel, 1 Apfelsine, Wal- und Haselnüsse, manchmal auch Paranüsse, Erdnüsse, Dominosteine, 1 Königsberger Marzipan-Herz, Schokoladenringe, Pfeffernüsse, 1 Tafel

Schokolade, Feigen und Datteln und selbstgemachte Marzipankartoffeln.

Wir hatten Zuhause Bunte Teller aus Holz, die mit weihnachtlichen Motiven bemalt waren. Sie hatten unterschiedliche Farben, so dass jedes Kind unter dem Weihnachtsbaum seinen eigenen Bunten Teller sofort erkannte.

Die Eltern sind auf die speziellen Naschgewohnheiten des einzelnen Kindes nicht besonders eingegangen. Jedes Kind erhielt dieselbe Anzahl und das gleiche Naschwerk. Selbstverständlich haben wir dann unter uns dieses oder dasjenige, was wir gerne aßen, getauscht. Oft ist man sich einig geworden!

Wir dürfen bei den Bunten Tellern der früheren Jahre nicht vergessen, dass sie nicht so üppig wie heute ausfielen. Die Familien hatten damals eine große Kinderschar, so dass die Bunten Teller erheblich bescheidener waren. Die Plätzchen und Pfefferkuchen blieben auf dem Teller nicht lange liegen. Sie wurden schnell aufgegessen.

Es ist heute nicht zu ergründen, wo der erste Bunte Teller aufgetischt wurde und woher er stammt. Doch muss er um die Zeit aufgekomen sein, als das weihnachtliche Beschenken zur Mode wurde.

Meine Mutter stellte die Marzipan-Kartoffeln in größeren Mengen selbst her. Sie hatte die Zubereitung dieser süßen Leckerei als Diakonisse im Knüppelheim in Angerburg zur Weihnachtszeit gelernt.

Hierfür benötigte sie vor allem Mandeln, Zucker, Rosenwasser und Kakao, um den Teig herzustellen.

Die Mandeln wurden geschält und in der Mandelmühle zweimal durchgedreht, damit sie fein gemahlen waren. Danach kam in die Masse Zucker und Rosenwasser hinzu. Diesen Teig hat meine Mutter auf kleiner Flamme unter ständigem Rühren so lange erwärmt, bis sich die Masse vom Kochtopf löste. Danach schlug Mutter den Teig in ein feuchtes Leinentuch ein und bewahrte ihn drei Tage im kühlen Raum oder Keller. Es kam dabei auf die draußen herrschenden Außentemperaturen an, wie lange der Teig ruhte. Danach formte Mutter daraus jene Figuren oder Kartoffeln, die eben in die Bunten Teller sollten.

Königsberger Marzipan wurde mit Formen ausgestochen, auf ein Backblech gelegt, mit Eigelb bestrichen und bei hohen Temperaturen im Backofen goldbraun überbacken. Mutter passte dabei höllisch auf, dass das Marzipan nicht zu braun wurde. Dieses von ihr hergestellte Konfekt schmeckte in der Tat so, wie heute das gekaufte und ebenfalls leicht überbackene Königsberger Konfekt.

Die Herstellung von Marzipan-Kartoffeln war einfacher. Der Teig wurde auf dem Eichentisch in der Küche in daumendicke Rollen gedreht. Dann schnitt Mutter diese Rolle in kleine Stücke und formte sie in den Handflächen zu runden Kugeln. Anschließend kam Kakaopulver in eine Emailschüssel. Die Marzipan-Kugeln wurden in die Schüssel gelegt und so lange darin geschüttelt, bis sie schön braun bestäubt waren. Mutter nahm die runden Kartoff-

feldn einzeln heraus und drückte mit dem Messerrücken oder dem kleinen Löffel Kerbungen hinein, damit sie wie geplatze Kartoffeln aus dem Backofen aussahen.

Selbstverständlich fiel uns Kindern bereits bei der Herstellung der Marzipan-Kartoffeln in der Adventszeit diese oder jene Leckerei ab. Wir durften auch den Teig probieren. Deshalb hielten wir uns gerne in der Wohnküche auf.

Dieses selbsthergestellte „Königsberger Marzipan“ und die Marzipan-Kartoffeln fanden wir reichlich in unseren weihnachtlichen „Bunten Tellern“ wieder.

Und am 23.12. eines jeden Jahres gingen wir still und ergriffen zu Bett. Dabei nahmen wir den Zauber der Weihnachtsstimmung in unsere kindlichen Träume mit, denn wir wussten: „Morgen, Kinder, wird es was geben“, nämlich zumindest unseren „Bunten Teller!“

Weihnachten 1948 oder Die Uraufführung

Von Jörg Bernard Bike

In der Vorweihnachtszeit 1948 begann ich zu dichten. Ich wußte nicht, wie einfach das war. Die deutsche Sprache lag mir glatt und geschmeidig im Mund, als ich aus dem Kindergottesdienst kam und mit meinen Schwestern und Base Maren am Götzengäble herumtollte.

Als ich die erste Zeile fertig auf den Lippen hatte, kam schon die zweite und, wie von Engelszungen gebildet, reimte es sich am Satzende:

„Tief verschneit und zugedeckt
liegt im Walde ganz versteckt
Weihnachtsmann sein Hüttchen,
denn er macht dort Rütchen
für die bösen Kinder,
aber für die guten
gibts im Winter
keine Ruten,
sondern zum Lachen
gar lustige Sachen.“

Das wurde ein langes Gedicht, mit dem ich Ruhm und Ansehen erwarb in der Verwandtschaft und bei den Nachbarn in der Helldritter Straße. Jeden, den ich kannte, hatte ich mit einem Vers in meinem Gedicht beglückt. Die Erwachsenen strichen mir liebevoll über den Kopf und nannten mich stolz „unseren Dichter“.

Nachdem ich auf diese Weise Eingang gefunden hatte in die deutsche Nachkriegsliteratur, beschloß ich, ein Krippenspiel zu schreiben, denn ich hielt mich jetzt auch für einen unentdeckten Dramatiker.

Leider stand mir nur wenig Theaterpersonal zur Verfügung, am Heiligen Abend, als die Uraufführung stattfinden sollte nur meine beiden Schwestern Karl und Marei sowie meine Base Maren aus dem zweiten Stock.

Schwierig war auch die Stunde der Aufführung und der Einsatz festlicher Theatermusik. Der Aufwand war schon gewaltig, gemessen am dürftigen Publikum, das nur auch Mutter, Tante und Liselotte bestand, die seitwärts postiert waren und feierlich, ja ergriffen zu lächeln hatten. Die Stunde der Aufführung, so setzte ich schließlich fest, sollte vor der Bescherung sein, danach hätte sie überhaupt nicht mehr stattfinden können, denn die Aufmerksamkeit der Schauspieler für die wunderbare Geburt des Heilands aus Bethlehem hätte merklich nachgelassen.

Warum sollte sie jetzt dem lieben Christkind noch dankbar sein, ihre Geschenke hatten sie längst bekommen und sich den Bauch vorgeschlagen mit Apfel, Nuß und Mandelkern.

Aber auch die Aufführung vor der Bescherung gestaltete sich schwieriger als erwartet. Da der Raum der Uraufführung, das Wohnzimmer im ersten Stock, identisch war mit dem der Bescherung, war auch hier schon mit nachlassender Aufmerksamkeit zu rechnen. Ja, die Schwierigkeiten setzten eigentlich schon mit der

Vorbesprechung zur Generalprobe ein, die in der Waschküche, noch ohne Kostüme, stattfand. Es ging um das Weihnachtslied, das auf dem Grammophon eingespielt werden sollte. Ich war für „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, aber meine Schwestern und Base Maren verstanden nicht, wieso ich am Heiligen Abend vom Himmel herunterkommen wollte, da ich doch schon vor ihnen stünde. Sie begriffen nicht, daß nicht ich, sondern ein Engel sprach, der da eine „gute, neue Mär“ verkünden wollte.

Ich war gereizt, als ich in die zweite Strophe geriet und heftig ausrief „euch ist ein Kindlein heut geboren“. Da schauten sie mich entsetzt an, wie das möglich sei, daß sie jetzt im tiefsten Winter noch ein Geschwisterehen bekommen sollten, beide Mütter seien gertenschlank, die Väter weit weg in russischer Gefangenschaft. Am nächsten Satz „von einer Jungfrau aus Erkorn“ steigerte sich ihre Textkritik ins Maßlose.

Von diesem Ort hatten sie nie gehört, wo denn das läge? Sie schauten sich alle an, zwischen Rodach und Coburg gab es kein Dorf dieses Namens, bis Maren ausrief, das liege neben Bethlehem, das wisse doch jeder.

Mit ihnen war nicht zu reden, das wußte ich jetzt. Ich blätterte mürrisch im Rodacher Gesangbuch; Wir einigten uns schließlich auf „Ihr Kinderlein, kommet“, obwohl auch hier wiederum leiser Widerspruch zu spüren war, als sie mich fragten, wieso sie kommen sollten, wo sie doch schon da wären.

Der Heilige Abend nahte. Wir saßen in der Rodacher Kirche und beteten an, tränenden Auges hörten wir dem Pfarrer Hösch zu, der

zur kältesten Winterzeit auf einem Maultier durch den brasilianischen Urwald ritt, um den armen Indios vom Heiland zu erzählen

Nach dem Gottesdienst standen wir im tiefsten Schnee unter der festlich geputzten Tanne am Marktplatz und lauschten der Weihnachtsmusik der Rodacher Stadtkapelle vor der Apotheke.

In der Heldritter Straße sahen wir in den Wohnzimmern schon die Weihnachtsbäume strahlen, da wurde schon beschert, was unsere Schritte heimwärts beflügelte.

Nun also den Schnee von den Schuhen geklopft, die Kostüme übergezogen und ins Wohnzimmer geschlüpft. Ich schleppte ein Puppenbett herein, darin lag das Jesulein zart, lächelnd und mit zerzaustem Haar.

Die neunjährige Karla mußte eine Massenrolle übernehmen. Sie war die „himmlischen Heerscharen“, hatte ein langes, weißes Nachthemd an Buffet verdeckte, wo die Geschenke lagen. Aber es war nicht zu vermeiden, daß die „redlichen Hirten“ nicht auf das Jesuskind schauten, sondern auf das, was hinter den Rücken ihrer Mütter verborgen lag.

Besonders Maren, fünf Jahre alt, rief immer wieder voller Zorn, sie wollte keinen „redlichen Hirten“ spielen, sondern endlich ihre Geschenke sehen, auf die sie sich schon ein ganzes Jahr gefreut hätte. Hinzu kam, daß sie einen Hut ihres Vaters aufhatte, der ihr immer über das Gesicht rutschte, so daß sie bald überhaupt nichts mehr sehen konnte, weder das Christkind in der Krippe noch die lächelnden Mütter, die die Weihnachtsgeschenke verdeckten.

Während ich die Weihnachtsgeschichte vorlas und dann ausgewählte Stellen aus meinem Weihnachtsgedicht vortrug, ließen die „himmlischen Heerscharen“ ständig die Arme sinken, auch vom Jubel, den laut Gesangbuch die Engel verkündeten, war kaum noch etwas zu bemerken.

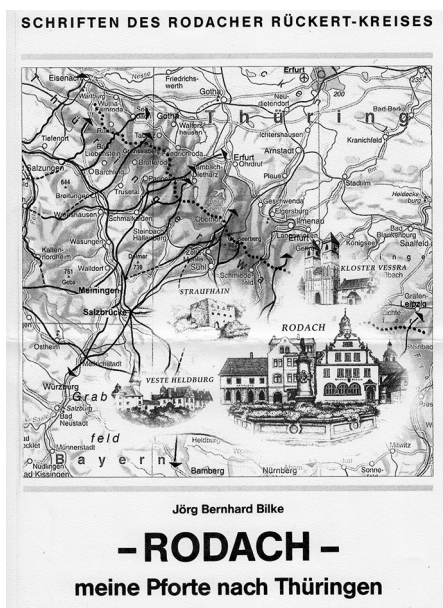
Immer wieder mußte Karla angestoßen werden, die Arme selig zu heben und innig aufs Jesuskind zu blicken.

Mit solchen Schauspielern war wenig anzufangen.

Als aus der Höhe „Ihr Kinderlein, kommet“ erklang, stürzten sich die „redlichen Hirten“ und die „himmlischen Heerscharen“, ihre Mütter beiseite stoßend, auf Geschenke und Weihnachtsgebäck und schauten kauend zu, wie der Regisseur die Krippe in den Flur schob.

Nun konnte Weihnachten beginnen!

Aus:



Vier Kerzen brannten am Adventskranz.

Es war still. So still, dass man hörte, wie die Kerzen zu reden begannen.

Die erste Kerze seufzte und sagte:

*Ich heiße **Frieden**.* Mein Licht leuchtet, aber die Menschen halten keinen Frieden, sie wollen mich nicht. Ihr Licht wurde immer kleiner und verlöscht schließlich ganz.

Die zweite Kerze flackerte und sagte:

*Ich heiße **Glauben**,* aber ich bin überflüssig. Die Menschen wollen von Gott nichts wissen. Es hat keinen Sinn mehr, dass ich brenne. Ein Luftzug wehte durch den Raum, und die Kerze war aus.

Leise und sehr traurig meldete sich nun die dritte Kerze zu Wort:

*Ich heiße **Liebe**.* Ich habe keine Kraft mehr zu brennen. Die Menschen stellen mich an die Seite. Sie sehen nur sich selbst und nicht die anderen, die sie lieb haben sollen. Und mit einem letzten Aufflackern war auch dieses Licht ausgelöscht.

Da kam ein Kind in den Raum. Es schaute sich die Kerzen an und sagte: Aber, aber ihr sollt doch brennen und nicht aus sein! Und fast fing es an zu weinen.

Da meldete sich auch die vierte Kerze zu Wort. Sie sagte: Hab nur keine Angst! Solange ich brenne, können wir auch die anderen Kerzen wieder anzünden. *Ich heiße **Hoffnung**.*

Mit einem Streichholz nahm das Kind Licht von dieser Kerze und zündete die anderen Lichter wieder an.

Autor: unbekannt

<https://zuhaus-pflegen.unfallkasse-nrw.de/>

Meine seelische Uhr

Tickt nach einer Partitur
Deren Melodie sich nicht irrt
Mich durch mein Leben stets führt

Oft schlägt sie Stunden
An denen lecke ich Wunden
Normal geht sie auch ab und zu
Wenn sie sieht ich brauche etwas Ruh'

Sie hat dafür Verständnis
Sie nimmt mich zur Kenntnis
Solange ich sie tief in mir trage
Meistere ich meine irdischen Tage

Ich muß starten

Ich kann nicht warten
Nein nein so geht es nicht
Immer mehr Vergnügen als Pflicht

Was dieser Monat will
Er sagt nichts er ist so still
Ich weiß er hat schon angefangen
Ich versichere das ist mir nicht entgangen

Ich muß mich ins Zeug legen
Meine Dichtkunst ist zu pflegen
Am besten wenn ich dabei an dich denke
Diese Momente sind meines Lebens beste Geschenke

Stefan Pioskowik, Dezember 2025

Der seelische Ratgeber

Von Siegfried Lenz

Sie lobten mich zu Wenzel Wittko hinüber, dem seelischen Ratgeber unserer Zeitschrift, und sie machten mich zu seinem Gehilfen. Nie habe ich für einen Menschen gearbeitet wie für Wenzel Wittko. Er hatte kurzes, schwarzes Haar, versonnene Augen, gütig war sein Mund, gütig das Lächeln, das er zeigte, über seinem ganzen teigigen Gesicht lag ein Ausdruck rätselhafter Güte.

Mit dieser Güte arbeitete er; mit Geduld, Gin und Güte las er die tausend Briefe, die der Bote seufzend zu uns hereintrug: Briefe der Beladenen, der Einsamen und Ratsuchenden. Oh, niemand kann das Gewicht der Briefe schätzen, das traurige Gewicht der Fragen, mit denen sich die Leser an Wenzel Wittko wandten. Sie schrieben ihm all ihre Sorgen, ihre Verzweiflung, ihre Wünsche - er wußte immer Rat.

Er wußte, was einer Dame zu antworten war, die keine Freunde besaß; er tröstete eine Hausfrau, deren Mann nachts aus dem Eisschrank aß, souverän entschied er, ob man seine Jugendliebe heiraten dürfe: keiner, der eine Frage an ihn stellte, ging leer aus.

Die Sekretärin, die unsicher war, ob ihr Chef sie nach Hause fahren dürfe; der junge Mann, dessen Schwiegereltern ihn mit »Sie« anredeten; die Witwe, die von ihrer ehrgeizigen Tochter ein Schlag-sahneverbot erhalten hatte - alle, alle erhielten persönlichen Trost und Ratschlag.

Es gab nichts, was Wenzel Wittko umgangen, wovor er gekniffen hätte: alles unter der Sonne konnte er entscheiden, aufrichten und beschwichtigen: was sich entglitten war, wurde zusammengeführt; was bedrückte, wurde ausgesondert; wo es an Frohsinn mangelte, wurde er hin verfügt. Wo kein Mensch mehr raten konnte: Wenzel Wittko, unser seelischer Ratgeber, brachte es mit Geduld, Gin und Güte zustande.

Ich durfte ihm dabei helfen, ich und Elsa Kossoleit, unsere Sekretärin: bewundernd sahen wir zu, wie er den Korb mit den straff geschnürten Briefpacken in sein Zimmer zog, wie er sich hinkniete, die Schnüre löste und sein gütiges Gesicht tief und träumerisch über den Inhalt senkte. Bewunderung war das wenigste, was wir für ihn aufbrachten; wenn er grüßte, empfanden wir ein warmes Glück, wenn er uns rief, eine heiße Freude.

Mich rief er schon am ersten Tag zu sich; höflich lud er mich ein, Platz zu nehmen, bot mir Gin in der Teetasse an, musterte mich lange mit rätselhafter Güte.

»Kleiner«, sagte er plötzlich, »hör mal zu, Kleiner.« »ja«, sagte ich.

»Du wirst einen Weg für mich machen, Kleiner. Du kannst zu Fuß hingehen, es ist nicht weit. Du brauchst nur einen Brief für mich abzugeben, in meiner alten Wohnung.

« »Gern«, sagte ich, »sehr gern.«

Er gab mir den Brief, und ich machte mich auf - schwer sind die frühen Jahre der Lehre. Ohne mich aufzuhalten, forschte ich nach der Straße, forschte nach dem Haus; es war eine stille, melancholische Villa, in der sich die alte Wohnung von Wenzel Wittko befand.

Ich klingelte, wartete und klingelte noch einmal, dann erklang ein zögernder, leichter Schritt, eine Sicherheitskette wurde entfernt und die Tür mißtrauisch geöffnet. Im Spalt stand eine schmale alte Frau; unwillig, die Mühsal der Treppe im kleinen Vogelgesicht, fragte sie mich nach dem Grund der Störung.

»Ein Brief«, sagte ich.

Sie sah mich erstaunt an.

»Ein Brief von Herrn Wittko.«

Sie streckte die Hand aus, nahm mir hastig den Brief ab, riß ihn auf und las, und obschon ihr Gesicht gesenkt war, sah ich, daß ein Ausdruck von feiner Geringschätzung auf ihm erschien, von würdevoller Verachtung und noblem Haß: sie las nicht zu Ende.

Sie hob den Kopf, knüllte mir den Brief in die Hand und sagte:

»Nehmen Sie. Diese Kündigung hätte der Vagabund sich sparen können. Wir haben ihn schon vorher rausgesetzt.

« Ich sah sie betroffen an, mit hilfloser Erschrockenheit, und ich sagte: »Das ist aber ein Brief von Wenzel Wittko.«

»Das habe ich gesehen«, sagte sie. »Wir sind glücklich, daß er aus dem Haus verschwunden ist.«

Sie schloß die Tür; ich hörte den zögernden, leichten Schritt, hörte im Haus eine Tür schlagen, und ich wandte mich ratlos um und ging zur Redaktion zurück.

Ich gab Wenzel Wittko den Brief, er lächelte, als er ihn in der Hand hielt, lächelte in all seiner rätselhaften Güte; schließlich glättete er ihn sorgfältig mit dem Lineal und schob ihn in seine Brusttasche: die Briefe der Beladenen waren wichtiger, sie durften nicht warten.

Er hatte bereits einige zusammengestellt, und er rief Elsa Kossoleit und diktierte ihr die Antwortspalte: wie man sich bei Treulosigkeit des Mannes zu verhalten habe, wie ein junges Mädchen sich trösten könne, das mit zu großen Füßen geboren war, was gegen eine abergläubische Großmutter auszurichten sei. Wir lauschten seinem sanften Diktat, sann den Art nach, wie er die Welt einrenkte, wesentliche Wünsche erfüllte; mit halbgeschlossenen Augen, an der Teetasse mit dem Gin nippend, so gab er Ratschlag um Ratschlag ab zum Wohl der Zeit.

Nachdem er sich verströmt hatte in Trost und Aufrichtung, rief er mich wieder zu sich.

»Kleiner«, sagte er. »Du könntest etwas für mich tun. Hier sind zwei Päckchen für meinen Sohn, es sind Spielsachen drin, kleine Dinge, die Freude machen: du könntest sie abgeben für ihn.«

»Gern«, sagte ich, »sehr gern.«

»Der Junge ist draußen im Internat«, sagte er. »Du kannst mit der Bahn hinfahren; das Geld gebe ich dir zurück.« »Ich fahr wirklich gern hin«, sagte ich.

Er faßte mich ins Auge, schaute mich mit versonnener Liebe an und gab mir die Päckchen und entließ mich. Frohgemut fuhr ich hinaus, wo das Internat lag; es lag in bewaldeter Vorstadt, am Strom, hoch an teurem Hang: weiß sah ich es vor mir aufschimmern, mauerumgeben.

Über knirschendem Kiesweg näherte ich mich, passierte den Pförtner, passierte eine Ruheterrasse, auf der zarte Zöglinge ihren Kör-

per der Sonne aussetzten; dann landete ich im Geschäftszimmer. Ich übergab die Päckchen einem gut gekleideten, hinkenden Herrn; er würde sie sofort weiterleiten, sagte er, direkt an den Sohn von Wenzel Wittko: beruhigt zog ich davon.

Doch ich hatte das glasverkleidete Pförtnerhaus noch nicht erreicht, als mich ein verstörter Junge einholte, in schnellem Lauf kam er heran, die Päckchen unterm Arm; blond, mit fuchtelnden Armen verstellte er mir den Weg, schob mir die Päckchen zu und sagte:

»Hier, nehmen Sie das. Bringen Sie alles zurück.«

»Es ist für dich«, sagte ich vorwurfsvoll, »es ist von deinem Vater.«

»Deswegen«, sagte er. »Schmeißen Sie es ihm hin, ich will nichts von ihm haben. Er soll auch nicht mehr rauskommen hierher.

»Heißt du denn überhaupt Wittko?« fragte ich.

»Ja«, sagte er, »leider heiße ich so.

Nehmen Sie das Zeug wieder mit. «

Unschlüssig nahm ich die Päckchen wieder an mich, blieb stehen, sah dem Jungen nach, der eilig verschwand, zu eilig, ohne sich noch einmal nach mir umzublicken. Diesmal jedoch wollte ich meinen Auftrag erfüllen, wollte Wenzel Wittko nicht enttäuschen, und darum übergab ich beide Päckchen dem Pförtner, der mir versprach, sie weiterzuleiten.

So konnte ich Wenzel Wittko den Schmerz der Zurückweisung ersparen; er brauchte sich nicht damit abzugeben, konnte frei sein für die Briefe der Beladenen, denen allen er etwas zu raten und zu sagen hatte. Und mit Geduld, Gin und rätselhafter Güte schöpfte

er nützliche Weisheit aus dem Brunnen seiner Seele; der Brunnen versiegte nicht, für alles, was Wenzel Wittko erreichte, hielt er lindernden Ratschlag bereit.

Ob Eheleute getrennt verreisen sollen, ob man sich einen zu groß geratenen Mund kleiner schminken darf, ob man als Frau nachgiebig oder schon als Bräutigam tonangebend sein soll: alle wesentlichen Fragen der Zeit wurden von Wenzel Wittko, unserem seelischen Ratgeber, gelöst; jeder, der sich an ihn wandte, durfte hoffen, selbstlos verströmte er sich für die andern.

Ich hatte nur die Gelegenheit, mich für ihn zu verströmen: freudig trug ich neue Briefe zu ihm hinein, gern kaufte ich Gin für ihn, spülte die gebrauchten Tassen aus, und ehrgeizig erledigte ich Botengänge, um die er mich bat. Wie er sich für andere opferte, so opferte ich mich für ihn.

Darum bedrückte es mich auch nicht, als er mich eines Tages nach Feierabend bat, einen Brief für ihn in einer Kneipe abzugeben; glücklich machte ich mich auf den Weg. Es war eine Kellerkneipe, die ich ausmachte: leer und zugig, Zementfußboden, die Tische mit Sand geschrubbt, niemand war außer mir da. Ich trat an die polierte Theke, wartete, räusperte mich, und als immer noch keiner kam, schlug ich zwei Gläser gegeneinander. Jetzt erschien hinter einem braunen Vorhang eine Frau; sie war hübsch und müde, scharfe Schatten unter den Augen.

Leise, im weißen Kittel, ging sie hinter die Theke, ihre Hand hob sich zum Bierhahn hinauf, doch ich winkte ab.

Ich gab ihr den Brief.

»Für Sie«, sagte ich.

Sie nahm den Brief, hielt ihn unter das Licht und las den Absender, und plötzlich wurde ihr Gesicht starr, eine alte Erbitterung zeigte sich, und die Frau zerriß den Brief, ohne ihn gelesen zu haben, steckte die Schnipsel in die Kitteltasche.

»Es tut mir leid«, sagte ich unwillkürlich.

»Das macht nichts«, sagte sie, »es geht schon vorbei, es ist schon vorbei.«

In ihren müden Augen standen Tränen.

»Kann ich etwas tun?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte sie. »Es ist nichts mehr zu tun, es ist alles zu Ende. Sagen Sie meinem Mann, daß ich die Scheidung beantragt habe. Mehr brauchen Sie ihm nicht zu sagen.

« »Ich arbeite für ihn«, sagte ich.

»Das tut mir leid«, sagte sie, und sie wandte sich langsam um, eine Hand in der Kitteltasche, ging auf den braunen Vorhang zu und schlug ihn zur Seite. Ich sah, daß ihre Schultern zuckten.

Still verließ ich die Kneipe, ging die sauberen Zementstufen hinauf; es war windig draußen, und ich begann zu frieren.

Ich schlug den Weg zur Redaktion ein: es brannte noch Licht oben, Wenzel Wittko wartete auf mich, heute Abend noch wollte er eine Antwort haben. Als ich zu ihm kam, saß er vor einem Stapel von Briefen und einer Tasse Gin, und der erste Blick, der mich beim Eintreten traf, war scharf und grausam, so grausam, daß ich erschrak, doch dann löste sich sein Ausdruck, Güte lag wieder in

seinem Gesicht, die rätselhafte Güte, mit der er allen Beladenen draußen in der Welt riet und half.

»Was ist, Kleiner«, fragte er, »was ist los mit dir?«

»Ich glaube nichts«, sagte ich.

»Hast du den Brief abgegeben?«

»Ja«, sagte ich.

»Und hast du mir etwas mitgebracht?«

»Die Scheidung«, sagte ich.

»Ihre Frau hat die Scheidung beantragt.«

Ein Schimmer von schneller Genugtuung trat in seine Augen, eine seufzende Zufriedenheit, aber er fing sich sofort, zeigte auf die gestapelten Briefe, die vor ihm lagen, und sagte milde:

»Sie warten noch auf mich, Kleiner. Sie warten alle darauf, daß ich ihnen etwas sage. Es gibt so viel Leute, die Hilfe brauchen, ich kann sie nicht im Stich lassen.«

Und er versenkte sich tief und träumerisch in das Studium der Briefe; ich aber ging.

Ich ging langsam die Treppe hinab und dachte an den nächsten Tag, und ich hatte das Gefühl, mit meinem Gesicht in einen Haufen Asche gefallen zu sein .. .

1956

Siegfried Lenz Gesammelte Erzählungen

Hoffmann und Campe, Hamburg, 1970

Aus meiner Reihe Lycker - Wassersport in Lyck-See

Wassersport in Masuren - hier speziell der Lyck-See.

Die masurische Seenplatte, die großen und kleinen Seen, Flüsse eignen sich vortrefflich für ganzjährigen Wassersport.

Verweise auf meinen vorhergehenden Artikel über Eissegeln um Angerburg, auf dem Schwenzeit-See.

Jetzt etwas über den Lycksee, verglichen mit den Gewässern um Nikoleiken, Angerburg und Lötzen eher klein und auch kein schiffbarer Zugang u den anderen Seen, trotzdem von außerordentlichen Schönheit.

In meinem Unterlagen entdeckte ich jetzt ein Segelboot auf dem nördlichen Teil dieses Sees; es ist unverkennbar der Lycksee, im Hintergrund der Wasserturm und die Ernst-Moritz-Arndt Schule.

Das Boot ist eine Ketch, der vordere Mast vor dem Drehpunkt des Schiffes, der hintere, viel kleinere Mast, trägt ein Stützsegel.

Das Boot ist gaffel-getakelt und ein Kajütboot mit überfallenden Vor -und Achterschiff.

Als Kapitän und langjähriges Vorstandsmitglied des ältesten Deutschen Segelclubs, Segelclub RHE gegründet 1856 in Königsberg, fehlt mir

das Verständnis und der Glaube, das dies Boot jemals auf dem Lycksee war.

Leser dieser Zeilen und Ansehen des Bootes sollten der Redaktion
Ihren Kommentar geben.

Reinhard Donder
14. Dezember 2025



Foto: Reinhard Donder

Ein Heiligabend vor langer Zeit

Von Günter Donder

Ich weiß nicht mehr in welchem Jahr es gewesen sein mag, aber es ist lange her. Fast alle, die an diesem Heiligen Abend, den ich hier beschreiben möchte, teilhatten, sind bereits gestorben und ich bin ein alter Mann geworden.

Weiße Weihnachten gehörten in unserer masurischen Landschaft zur Normalität, und an den Weihnachtsmann glaubte man als Kind gewiss noch bis ins Einschulalter. Es gab ihn, im Gegensatz zu heute, auch nicht in der Mehrzahl. Die Kinder glaubten an seine Einmaligkeit.

Er besaß keine Uniform und sah in jeder Familie anders aus. Diese Weihnacht, an die ich mich erinnere, war für mich eine besondere gewesen. Viel Schnee war heruntergekommen. Nicht genug, dass die weiße Pracht schon stellenweise meterdick hinter unserem Hof lag und Vater die Wege freischaufeln musste, begann es an Heiligabend noch einmal zu schneien.

Die Eltern sahen besorgt durch die mit Eisblumen bemalten Doppelfenster und meinten, dass es dem Weihnachtsmann wahrscheinlich besonders schwer sein werde, den Weg zu uns außerhalb des Dorfes zu finden. Das konnte auch ich mir denken.

Im Dorf stand ein Haus neben dem anderen, aber unser Hof lag doch mitten im Feld und weitab vom Weg.

Meine Geschwister waren kleiner als ich und machten sich keine Gedanken über die Schwierigkeiten des Weihnachtsmannes. Ich schon, denn, kommt er nicht, gibt's auch keine Geschenke.

Auch wenn ich diesen Alten wegen mancher seiner Fragen lieber aus dem Weg gegangen wäre, hätte eine Weihnacht ohne ihn ge-

wiss keinen Glanz gehabt. Und so saß ich vor dem Küchenfenster und sah betrübt in die unendlich scheinende Weite des sich immer mehr verdunkelnden Abends. Schließlich wurde Licht gemacht, weil Mutter in der Küche das Essen für das Fest bereitete. Ich gab die Hoffnung auf einen Abend mit Bescherung auf, als ich noch einmal vor die Türe lief und mich davon überzeugte, dass das Schneegestöber nur noch dichter geworden war.

Vater bemerkte meine Wehmut und wollte mir ein wenig die Zeit bis zum Abendbrot verkürzen. Er nahm die Stalllaterne vom Nagel im Flur und meinte, ich könnte doch mit ihm zum „Ableuchten“ gehen. Ableuchten hieß doch nur nach dem Viehzeug sehen, ob alles in Ordnung sei. Was sollte ich sonst auch tun?

Ja, ich wollte mitgehen, auch wenn ich nicht wusste, warum man jeden Abend die Ställe und andere Gebäude „ableuchten“ müsse. Das bisschen Licht von der Laterne konnte den Kühen, Pferden und Schweinen doch völlig egal sein.

Vater hatte mich an allen anderen Abenden nie zu diesem Kontrollgang mitgenommen. Diesmal solle ich ihm die Laterne halten, sagte er. Warum? Dachte ich. Ich brauchte es doch sonst niemals zu tun. Vielleicht war es auch gut, die Zeit bis zum Abendbrot auf diese Weise totzuschlagen – dem Abendbrot, an dem der Weihnachtsmann irgendwo im Schnee herumirrte und unser Haus nicht finden konnte.

Vater machte das Türchen im Herd auf und steckte einen „Fidibus“ aus Tannenholz in die Glut. Als das Hölzchen Feuer fing, zog der Geruch von Harz durch den Raum. Ich mochte brennende Fidibusse. Sie standen immer griffbereit in einer Blechdose auf dem Herd. Vater entzündete den Docht der Laterne und schob den Zylinder herunter. Die Laterne roch eigenartig, wenn das Petroleum in ihr

brannte. Ich mochte sogar diesen Geruch, auch wenn er nicht so angenehm war, wie der von brennendem Holz.

Dann nahm mich Vater bei der Hand, und wir gingen über den Hof, während im Licht unserer Lampe die Schneeflocken wie kleine Elfen im Nebel tanzten.

Im Kuhstall, dessen Tür knarrend geöffnet wurde, stand die Schwarze gleich vorn. Sie sah uns an und brummte vertraut. Sie meldete sich immer, wenn man in den Stall kam. Auch die Weiße gleich daneben wendete uns ihren Kopf zu. Vater gab mir die Laterne, ging zwischen beide Kühe und kraulte ihnen das Fell; er sprach zu ihnen.

Vielleicht wünschte er ihnen auf diese Weise eine gute Heilige Nacht. Dann nahm er eine Forke und legte Heu nach hinter die Raufe vor ihren Köpfen. Eine zweite Forke voll bekamen auch die beiden anderen Kühe, die weiter in der Reihe standen. Das waren meistens jüngere Tiere und Töchter der Weißen oder der Schwarzen. Vater strich mit seiner groben Bauernhand auch den beiden anderen über ihr Fell und warf, wie eine zusätzliche Festtagsgabe, Stroh auf das Lager. Sie sollen ganz trocken liegen in dieser besonderen Nacht, sagte er.

Im Vorbeigehen legten wir dem Schaf im Verschlag einige Kohlstrünke vor die Füße und ich streichelte die stoßweise atmende Nase. Mit einem liebevollen Klaps auf das Hinterteil der Schwarzen verließen wir den Stall.

So gingen wir durch alle anderen Ställe. Die beiden Pferde bekamen jedes einige saubergeputzte Rüben in die Krippe gelegt. Pferde mögen Rüben sehr. Vater holte einen übergroßen Kamm aus der Kiste und ordnete die Mähnen seiner Lieblinge. Er redete während dessen mit ihnen. Es hörte sich aber anders an, als wenn er alltags

mit ihnen sprach, um sie zur Arbeit anzutreiben, wobei die Peitsche fast unerlässlich war.

In den zwölf Heiligen Nächten, zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, sollen Tiere manchmal sprechen, sagte man bei uns in Masuren. Vielleicht verstanden die Pferde jetzt Vaters Worte, dachte ich, auch wenn ich noch nie unsere Tiere sprechen hörte.

Wir verließen den warmen Pferdestall, den ich wegen seines besonderen Geruches am liebsten von allen Ställen mochte. Wir gingen weiter zur Scheune wie durch eine dichte Schneewand. Vater öffnete die kleine Tür im großen Scheunentor und betrat die saubergefegte Tenne. Sein Blick fiel auf die vollen Fächer, in denen noch das nicht gedroschene Getreide bis an das Dach lagerte und murmelte mir Unverständliches. War es ein Gebet? Vielleicht.

Zwei Paar Katzenaugen spiegelten sich im Laternenlicht. Vater rief sie, und sie kamen gelaufen, denn sie sollten in dieser Nacht nicht in der kalten Scheune bleiben. Sie folgten uns in den Schweinestall, wo Mutter für sie immer eine Schale mit Milch stehen hatte. Im Stall blieb es still, als Vater den matten Schein der Laterne über die fetten Schweinerücken schweifen ließ. Um es wärmer zu haben, lagen die Schweine dicht aneinander gedrängt und blinzelten nur kurz zu uns herüber, um gleich weiterzuschlafen.

Durch die Tür, die den Hühnerstall verband, sah ich zum ersten Mal, wie diese Vögel auf Stangen sitzend in ihrem aufgeplusterten Federkleid träumend hin und her wackelten. Sonst sah ich sie nur tagsüber im Sand scharren. Der Ganter, der mit mir ständig auf Kriegsfuß stand, reckte nur seinen langen Hals und versuchte seinen gewohnten Zischlaut von sich zu geben.

Ich weiß es nicht mehr, ob ich dem Raufbold eine gute Weihnacht gewünscht habe, denn er hatte mich einmal mit kräftigen Flügel-

schlägen arg durchgewalkt.

Blieb noch Ami, die Hofhündin, die im Holzschuppen, auf ihrem Strohlager lag und uns leise anwinselte. Sie wollte mit ins Haus und Vater erlaubte es ihr ausnahmsweise, es war ja Heilige Nacht in aller Welt. Wir hatten unseren Rundgang mit dem Ableuchten beendet. Der

Schnee fiel aber unaufhörlich und dicht weiter.

Vater meinte mit einem Blick auf mich, Ami und die beiden Katzen, wir sollten ruhig ins Haus gehen. Er käme gleich nach. Allein und ohne Laterne hätte ich mich gewiss nicht getraut diesen Weg zu laufen. Überall lauerten doch in dunklen Ecken Wichte und Kobolde, über die Opa schaurige Geschichten zu erzählen wusste.

Ami war bei mir, da brauchte ich keine Angst zu haben.

Vater hatte Pech gehabt, denn nur wenige Minuten, nachdem ich mit Ami und beiden Katzen in die warme Küche gestürmt waren, hörten wir das Bimmeln einer Glocke. Jemand stolperte durch den dunklen Hausflur. Es war tatsächlich der Weihnachtsmann, den auch dichter Schnee nicht aufhalten konnte ...

War ich beim Ausflug in die Vergangenheit in meinem Sessel ein wenig eingenickt und hatte diese Geschichte nur geträumt?

Möglich, aber es hatte sich damals doch alles so oder ähnlich zutragen, wenn in den zwölf Heiligen Nächte mancher sogar die Tiere sprechen hörte ...

Aus: Günter Donder: „Kurze Geschichten, die das Leben schrieb“

Die Legende vom Weihnachtsmann

© Heidrun Gemähling

Schon seit Tagen saß Opa Karl in seinem alten Schaukelstuhl vor dem Fenster und schaute gedankenvoll in die Weite der hügeligen Landschaft. Der Herbst zeigte sich in seiner herrlichsten Pracht. Unter großen alten Bäumen sah er die Kinder mit Eimern und Körben Kastanien sammeln.

„Ach, die Kinder!“, seufzte er, „Seit über 20 Jahren gehe ich hier in Brummelhausen als Weihnachtsmann zu ihnen und sehe in ihre ängstlichen oder erstaunten Kinderaugen. Ihr kleines unschuldiges Herz glaubt an mich. Nein, ich will sie nicht mehr belügen!“. Sein Gewissen plagte ihn zusehends. Eines Abends fragte ihn seine besorgte Frau Hanna: **„Karl, was ist denn bloß los mit Dir. Du sprichst ja kaum noch ein Wort und essen tust Du auch immer weniger. Was betrübt Dich denn so?“**. Karl schüttelte nur mit dem Kopf und sagte dann ganz energisch: **„Ich kann einfach nicht mehr die Kinder belügen, ich kann es nicht mehr und will es auch nicht mehr. Ich werde keinen Weihnachtsmann mehr spielen, aus und vorbei!“**. „Aber Karl, Du gehst doch schon so lange zu den Kindern und bekommst auch Geld dafür. Von was sollen wir denn im Frühjahr unseren Urlaub auf Teneriffa bezahlen? Deinen Sinneswandel kann ich wirklich nicht verstehen!“, erwiderte Hanna. **„Brauchst Du auch nicht! Jedenfalls habe ich mich fest entschlossen, alle anderen Weihnachtsmännern aufzurütteln, damit diese Kinderbelügerei mal ein Ende hat!“**, murmelte Karl sehr ernst und verließ die Stube. Er setzte sich an seinen Computer und über das Internet hatte er in kürzester Zeit alle Adressen der weltweit registrierten Weihnachtsmänner herausgefunden. In seiner E-Mail an alle schilderte er eindringlich sein Anliegen mit der Bitte um eine baldige Antwort. In dieser Nacht wollte sich der Schlaf nicht so recht einstellen, denn er war innerlich sehr aufgewühlt. So stand er des öfteren auf und setzte sich

erwartungsvoll vor seinen Computer. Am frühen Morgen kam das erste Echo und dann folgten immer mehr. Fast alle Weihnachtsmänner schilderten ihm ausführlich, bereits ähnliche Probleme mit ihrem Gewissen gehabt zu haben. Sie waren überwiegend bereit, sich einem Streik anzuschließen. Es sprach sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Welt herum, dass die Weihnachtsmänner dieses Jahr streiken wollen. Die Ticker der Nachrichtensender liefen heiß und die Meldungen im Rundfunk lauteten zu jeder vollen Stunde: **„Weihnachtsmännerstreik in der ganzen Welt. - Sie haben sich einstimmig entschlossen, die Kinder nicht mehr zu belügen. - Proteste der Eltern und anderer Institutionen schreitet weiter fort. - Geschäftsschädigende und gewissenlose Weihnachtsmänner wollen nicht mehr zu den Kleinen kommen. „Plötzlich stürmte seine Frau ins Zimmer. „Karl!“, rief sie ganz aufgeregt, „Vor dem Haus stehen ganz viele Zeitungsleute und wollen Dich sprechen. Was hast Du gemacht?“. „Nichts Besonderes, nur alle Weihnachtsmänner aufgefordert, nicht mehr die kleinen Kinder zu belügen!“, sagte er selbstbewusst und drehte sich von Hanna weg. „Das darf doch nicht wahr sein! Ich habe schon so viele Aufträge für Weihnachten angenommen und habe sie wie immer in das rote Weihnachtsbuch geschrieben. Schau doch mal rein!“, sagte sie sehr ungehalten und eilte davon. Währenddessen klopfte es immer lauter an die Tür und das Stimmenwirrwarr drang mehr und mehr ins Haus. Draußen erschallten Rufe wie: **Weihnachtsmann komm heraus!**“ - **„Weihnachtsmann rede mit uns!**“.**

Opa Karl erbarmte sich nach einiger Zeit und trat vor die Tür. Nur mit Mühe und mit erhobenen Armen konnte er die neugierige Meute in Schach halten, die versuchte, ins Haus einzudringen. „Ruhe bitte und hört gut zu, ich erkläre es euch!“, rief er mit seiner kräftigen Stimme. So langsam legte sich die Aufgeregtheit und alle Augen waren auf ihn gerichtet. Ungeduldig rief ein Reporter aus der Menge: **„Warum wollen Sie und alle anderen kein Weihnachtsmann mehr sein, und warum brechen Sie plötzlich mit dieser Tradition?“** **„Seit Jahrzehnten werden die Kinder belogen, denn es gab doch nie einen echten Weihnachtsmann und wird ihn auch niemals ge-**

ben. Er ist, wie ihr ja alle wisst, eine Erfindung der amerikanischen Firma Coca Cola, die ihn für Werbezwecke entwerfen und zeichnen ließ. Ich will einfach keine Kinder mehr belügen und habe deswegen all die anderen um eine Stellungnahme gebeten. Wir sind uns nun darin einig geworden, dass diese Lüge ein Ende finden soll!“, verkündete Karl ganz sachlich den verblüfften Zuhörern. „Ja, aber wie sollen die Eltern es ihren Kindern sagen, die sicherlich sehr enttäuscht sein werden, wenn sie hören, dass es plötzlich keinen Weihnachtsmann mehr gibt?“, fragte ein besorgter Reportervater. „Sagt ihnen einfach die Wahrheit!“, erwiderte Karl, „Sie werden es schon verstehen. Außerdem hören doch alle Kinder gerne neue Geschichten!“. Still wurde es, und Karl sah in nachdenkliche Gesichter, die sich langsam von ihm entfernten. **Er ging ins Haus zurück und vernahm durch das offene Fenster die Worte: „Der hat ja irgendwie recht!“ und „Es stimmt, überall wird so viel gelogen, sogar zu Weihnachten!“.**

Ein befreiendes Lächeln huschte über sein Gesicht und zufrieden setzte er sich in den Schaukelstuhl vorm Fenster. **In diesem Moment rief der kleine Nachbarsjunge Michel durch das noch offene Fenster: „Opa Karl, hast Du schon gehört, dass der Weihnachtsmann nicht mehr kommt?“.** „Ja, mein Junge!“.

Grudzień – Czas Światła i Nadziei

Grudzień nadchodzi niczym procesja świateł. Po listopadowej ciszy wnosi blask i ciepło w mrok. Świece rozświetlają okna, choinki zdobią domy, a świat na chwilę zdaje się odmładać.

To miesiąc oczekiwania: Adwentu, Bożego Narodzenia, nadziei na Nowy Rok.

Grudzień to dwunasty - ostatni miesiąc w roku, nazwany od „grud”, czyli zamrożonej ziemi lub śniegu; ma 31 dni, rozpoczyna zimę i jest pełen tradycji, zwłaszcza świątecznych. To w grudniu jest najkrótszy dzień w roku, związany z przesileniem zimowym. **W 2025 roku przesilenie zimowe przypada na 21 grudnia (niedziela).** Właśnie wtedy dzień jest najkrótszy, a noc najdłuższa. To od tego dnia, choć z początku bardzo powoli, zacznie przybywać dziennego światła.

I. Adwent

1. Wieniec adwentowy

Tradycja wieńca adwentowego narodziła się w **Niemczech w 1839 roku**. Jej inicjatorem był ewangelicki pastor **Johann Hinrich Wichern**, który w prowadzonym przez siebie przytułku dla sierot w Hamburgu stworzył pierwsze takie koło. Pierwotnie był to drewniany okrąg o średnicy 2 metrów z 24 świecami (małymi na dni powszednie i dużymi na niedziele), mający pomóc dzieciom odliczać czas do Bożego Narodzenia.

W XX w.: Zwyczaj przeniósł się do rodzin, najpierw ewangelickich, później katolickich (w Polsce pojawił się ok. 1925 roku.).

Wieniec adwentowy: Pozostaje centralnym punktem dekoracji domowych.

Składa się z czterech świec zapalanych w kolejne niedziele, symbolizujących: **Nadzieję, Pokój, Radość i Miłość**. Współczesne

wieńce często odchodzą od klasycznej zieleni na rzecz minimalistycznego design dopasowanego do wnętrza.

.W roku 2025 pojawiła się nowoczesna świeca adwentowa z podziałką. Ma być alternatywą dla tradycyjnego wieńca. często w formie pojedynczej, wysokiej świecy z zaznaczonymi liniami oznaczającymi 4 tygodnie. symbolizując nadzieję, pokój, radość i miłość przez kolejne niedziele Adwentu.

A Jakie są tradycje w innych krajach?

W Niemczech: od jarmarku bożonarodzeniowego, poprzez wieńiec adwentowy, po kalendarz adwentowy i poinsecję – Niemcy szczytują się licznymi tradycjami. Podobnie jak nasi niemieccy sąsiedzi również inne kraje mają swoje rytuały.

Czechy: prócz poinsecji Czesi mają jeszcze jedną roślinę, która ma znaczenie adwentowe. Zawsze 4 grudnia ścinają gałązki z drzewa wiśniowego i wkładają je do wody – tak, aby jak najwspanialej zakwitły przed Wigilią.

Anglia: Anglicy w czasie Adwentu również skupiają się na roślinach: obficie dekorują swoje domy jemiolą. Każdy, kto znajdzie się pod nią z inną osobą, musi ją pocałować. Ostrokrzew jest również bardzo popularny, symbolizuje pokój i pojednanie.

2. Kalendarz Adwentowy

Kalendarz adwentowy przywędrował z Niemiec. Z powstaniem kalendarza adwentowego wiąże się historia Gerharda Langa. Kiedy miał kilka lat, jego mama wypisała na kartoniku 24 cyfry, do któ-

rych doszyla ciastka (Wibele). Oczekujący Świąt chłopiec każdego dnia mógł zjadać jedno ciastko. Kiedy dorósł, Lang zaczął produkować kalendarze z czekoladkami w środku (pierwszy pojawił się na rynku w 1903 roku). Po II wojnie światowej, w latach 50., pojawiły się kalendarze z czekoladkami, co znacząco zwiększyło ich popularność, zwłaszcza wśród dzieci, choć nadal dominowały motywy religijne. Obecnie kalendarze zawierają wszystko: od herbat, kosmetyków, zabawek po biżuterię. po cytaty, historie czy zadania, dostosowane do różnych grup wiekowych i preferencji. Zasobności portfela

3. Jarmarki świąteczne

Jarmarki świąteczne to popularne wydarzenia odbywające się w okresie adwentu (listopad-styczeń), oferujące rękodzieło, ozdoby, przysmaki (jak grzane wino, pierniki) i świąteczną atmosferę; tradycja ta pochodzi z Niemiec, a dziś najstynniejsze w Polsce to te we Wrocławiu, Krakowie, Gdańsku, Warszawie, Katowicach, Poznaniu, często z atrakcjami i występami. W Europie wyróżniają się jarmarki w Norymberdze, Wiedniu, Pradze..

Jarmarki, w dosłownym tłumaczeniu „doroczne targi”, od stuleci organizowane były na placach, skwerach i rynkach większych miast. Dziś jarmarki, a w szczególności stanowią wyjątkową atrakcję turystyczną. Ich tradycja sięga aż średniowiecznej Europy

Jarmarki świąteczne stałe wpisały się w tradycję wielu miast Polski i co roku zachwycają gwiazdkową atmosferą. Liczne stragany z ozdobami choinkowymi, lokalne smakołyki oraz grzane wino to symbole każdego z nich.

Jarmark Świąteczny w Dreźnie, znany jako Striezelmarkt, to najstarszy jarmark bożonarodzeniowy w Niemczech i jeden z najstarszych w Europie, odbywający się tradycyjnie na Altmarkt w Dreźnie, trwający od końca listopada do 24 grudnia, oferujący pierniki, grzane wina, kolędy i tradycyjne wyroby rękodzielnicze.

II. Boże Narodzenie

Wigilia

1. Choinka

Choinka, choć wydaje nam się rdzennie polska, przywędrowała do nas z Niemiec na przełomie XVIII i XIX wieku, zastępując wcześniejszy zwyczaj dekorowania domów snopami zboża. Zielone drzewko iglaste jest symbolem życia, które nie zamiera nawet w zimie oraz nadziei na zmartwychwstanie.

2. Dzielenie się opłatkiem, składanie życzeń, prezenty. Zwyczaj łamania się opłatkiem jest nieznany poza Polską, Litwą i Białorusią Często też pod choinką umieszczane są prezenty, które wedle tradycji przynosić ma gwiazdor, św. Mikołaj, dzieciątko, aniołek lub gwiazdka. Pewno wszyscy zazdrościmy mieszkańcom Łotwy, bo tam święty Mikołaj przynosi prezenty przez 12 dni świątecznych.

3. Kolacja wigilijna

Zgodnie z tradycją w Polsce wieczerza wigilijna rozpoczyna się 24 grudnia wraz z „pierwszą gwiazdką na niebie”. A na stołach są potrawy, takie jak tradycja rodzinna danego domu. W jednych domach będą potrawy tradycyjne, w innych nowoczesne, zgodne z modą.

(Tradycja (łac. traditio) – przekazywane z pokolenia na pokolenie obyczaje, poglądy, wierzenia, sposoby myślenia i zachowania, normy społeczne, uznane przez daną zbiorowość za społecznie ważne dla jej współczesności i przyszłości. W ramach dziedziczenia jakiejś tradycji kolejne pokolenia mogą wprowadzać zmiany wynikające z aktualnych realiów, możliwości, własnych pomysłów oraz upodobań.)

A jak jest na świecie?

W Meksyku święta trwają trzy tygodnie! Od 16 grudnia Meksykanie świętują przez dziewięć dni, co symbolizuje podróż do Betlejem. Dzieci otrzymują prezenty 5 stycznia w święto Trzech Króli

Kraje europejskie

W Wielkiej Brytanii w Wigilię większość osób pracuje. W pierwszy dzień świąt Bożego Narodzenia charakterystycznym daniem obiadowym jest pieczony indyk z żurawiną. W Boże Narodzenie Brytyjczycy rozdają też sobie nawzajem prezenty.

Wigilii nie ma również w Holandii i coraz częściej w Belgii, gdzie zamieniana jest na uroczyste śniadanie świąteczne w restauracji.

We Francji najważniejszy jest obiad świąteczny, z pasztetem strasburskim z gęśiej lub kaczkiej wątróbki, ostrygami i wędzonym łososiem. Powszechnie podczas Wigilii jada się mięso drobiowe, zwłaszcza indyka.

W Danii podczas Wigilii podaje się pieczoną kaczkę, a na zakończenie ryż z migdałami.

Niemieckie potrawy wigilijne są zazwyczaj skromniejsze niż pol-

skie i skupiają się na kielbaskach z sałatką ziemniaczaną (Kartoffelsalat) oraz daniach z kapusty. Bardziej wystawne mięsne dania, jak pieczona gęś (Gänsebraten) lub dziczyzna, rezerwowane są na pierwszy dzień świąt. Nieodłącznym elementem są słodkości: pierniczki (Lebkuchen), strucla (Stollen) i Glühwein (grzane wino)

Królem świątecznego **austriackiego stołu** jest nadziewana gęś z czerwoną kapustą. To wykwintne danie wymaga czasu i umiejętności, ale efekt jest tego wart. Zwyczajowo drób nadziany jest farszem z kasztanów, cebuli, bułki i pietruszki. Natomiast kapustę zasmażamy w soku jabłkowym, dżemie żurawinowym, czerwonym winie i occie. Fani prostszych rozwiązań podają grillowanego w piekarniku karpia (całego, łącznie z głową) wraz z różnymi warzywami. Święta w Austrii nie mogą się obyć bez pieczonych ziemniaków koniecznie w towarzystwie dużej ilości masła, cebuli, kuminu, goździków i gałki muszkatołowej. Austriacy uwielbiają wypieki, więc i w czasie Bożego Narodzenia nie może zabraknąć sernika czy strudla.

W **Norwegii** podczas Wigilii podaje się żeberka wieprzowe (po norwesku *ribbe*) i gotowane mięso owcze (po norwesku *pinnekjøtt*) lub specjalne danie przygotowane z solonej i gotowanej ryby (która wcześniej leżała w ługu sodowym przez 2–3 dni), którą następnie podaje się z boczkiem. Potrawa ta nosi nazwę *lutefisk*.

Boże Narodzenie Grecji jest mniej ważne niż Wielkanoc, ale to nie przeszkadza w posiadaniu własnych tradycji. Powszechną tradycją jest to, że dzieci dzwonią do drzwi i śpiewają kalanda (tradycyjne piosenki) w zamian za niewielki datek. Grecy otrzy-

mują swoje prezenty dopiero 1 stycznia, przyniesione przez św. Bazylego. Inną szczególną cechą jest to, że zwyczajowo ozdabia się łodzie i oświetla je zamiast drzew, jako ukłon w stronę greckiego dziedzictwa.

Japonia

Japończycy nie obchodzą Wigilii jako rodzina, ale jako para, aby świętować swoją miłość i deklarować miłość do siebie nawzajem. Ale prawdziwą osobliwością japońskich świąt jest zwyczaj jedzenia smażonego kurczaka! Tradycja ta rozpoczęła się w wyniku kampanii marketingowej KFC w 1974 roku i jest obecnie popularnym miejscem spędzania Świąt Bożego Narodzenia.

B.W.

Baśniowy Olsztyn

Początek baśniowego Olsztyna to kwiecień 2025 roku, kiedy to na Starym Mieście i w Śródmieściu pojawiły się odlane z brązu figurki postaci nawiązujących do baśni i legend Warmii. Z każdą figurką wiąże się legenda lub baśń niosąca morał.

Ten niecodzienny szlak spacerowy powstał w ramach Olsztyńskiego Budżetu Obywatelskiego, a jego wnioskodawcą był Jarosław Łaskarzewski. Autorem rzeźb jest Dawid Gołębiowski. Był to Projekt pod tytułem „Tropami baśni i legend z Warmii i Mazur – niewielkie formy rzeźbiarskie w przestrzeni miejskiej”

Projekt miał urozmaicić ofertę turystyczną i promować Olsztyn, przedstawić kulturę dawnych mieszkańców Warmii, zachęcić do czytania książek na ten temat i jednocześnie propagować aktywne formy wypoczynku.

Niejako kontynuacją tego projektu jest osada warmińskich Barstuków, (krasnoludków, skrzatów) która pojawiła się w wykopie pod Wysoką Bramą w Olsztynie, zwanym przez mieszkańców „Dziurą”, specjalnie z okazji Warmińskiego Jarmarku Świątecznego.

„Dziura” pod Wysoką Bramą w Olsztynie ma historyczne tło. Powstała w 2012 roku, gdy odsłonięto tam pozostałości średnio-wiecznej rondeli — małej budowli obronnej stojącej kiedyś przy wejściu do miasta.

Po odkryciu rondeli miasto planowało efektowne wyeksponowanie murów :były konkursy, projekty, ale zabrakło środków finan-

sowych. Olsztyński ratusz wraca jednak do tematu i jest blisko wyboru wykonawcy prac, które mają doprowadzić do ponownego odsłonięcia murów, zabezpieczenia ich i ostatecznego zasypania.

Na powierzchni ma być odtworzony ich przebieg, tak aby spacerujący przed Wysoką Bramą widzieli zarys dawnych umocnień. Jeśli wszystko pójdzie zgodnie z planem, prace zakończą się pod koniec przyszłego roku.

Osadę zbudował artysta i twórca sztuk wizualnych Krzysztof Witus Witkowski według pomysłu Natalii Tejs. – Powiedział: „Samo-dzielnie tworzyłem prawie każdy z elementów tej scenografii czyli domki, grzyby, drzwiczki i resztę wspinających rzeczy, a później z pomocą super Kubusia i Sylwestra elektryka udało się wszystko złożyć w ciągu 3 szalonych dni pełnych kopania, skakania przez barierki i układania całości w taki sposób, żeby maksymalnie zagospodarować przekazany nam teren. Myślę, że wyszła z tego piękna zimowa scenografia idealnie dopełniająca klimat Warmińskiego Jarmarku Świątecznego. Wioskę można oglądać aż do 6 stycznia 2026 roku i osobiście polecam zwiedzać po zmroku, bo całe oświetlenie nadaje bajeczny klimat. Instalacja jest współczesnym odczytaniem dawnych warmińskich opowieści o barstukach.”

Barstuki to postacie znane z warmińskiego folkloru — małe skrzaty opisane przez Marię Zientarę-Malewską, w „Baśni świątecznej”. W jej opowieściach barstuki pomagały mieszkańcom Warmii w codziennych pracach: naprawiały narzędzia, sprzątały, przynosiły drewno, ale robiły to tylko nocą, tak żeby nikt ich nie przyłapał. Według podań Marii Zientary-Malewskiej żyły w lasach lub w pobliżu domostw (np. pod czarnym bzem). W przeciwieństwie

do złośliwych demonów , Barstuki były przyjazne i pomagały ludziom w pracach domowych, choć robiły to w tajemnicy. Na czas jarmarku ruiny i otaczająca ją skarpa zostały zamienione w wioskę warmińskich skrzatów - są tam ich domki, warsztaty pracy, nie brakuje muchomorów, ognisk, czajników i kociołków do gotowania. Dlatego osada Barstuków znalazła swoje miejsce w „dziurze” przed Wysoką Bramą. .

Figurkę Barstuka można znaleźć m.in. w okolicach Wojewódzkiej Biblioteki Publicznej i na Starym Mieście.

Kim są Barstuki? W mitologii pruskiej i wierzeniach warmińskich Barstuki to życzliwe krasnoludki (skrzaty), mieszkające pod ziemią lub w zaroślach. Według podań: pomagały gospodarzom w pracach domowych i polowych w zamian za drobne ofiary z jedzenia, a a ich obecność w domu zwiastowała dostatek i szczęście.

Historia barstuka w Olsztynie to ewolucja od dawnych legend o skrzatach pomagających w gospodarstwie, przez elementy folklorystyczne, aż po współczesne, turystyczne inicjatywy, które ożywiają te postacie na ulicach miasta, łącząc historię z nowoczesną atrakcją, ale nie tylko.

Dyrektor Miejskiego Ośrodka Kultury MOK), Mariusz Sieniewicz wyjaśnił:

„ Nie chciałbym, abyśmy zinfantylizowali przekaz tegorocznej edycji jarmarku. Mówili o nim, że jest to jakieś tam spotkanie kra-

snoludków. Chcemy, by mieszkańcy sami postawili sobie pytanie, czy mogą uczynić coś dobrego, nie oczekując w zamian niczego. W sposób bezinteresowny. W tym właśnie tkwi idea barstuka. Żyjemy w czasach rozrośniętego egocentryzmu i narcyzmu, lubimy się różnymi rzeczami chwalić. A postać krasnala mówi o pewnej pokorze, o tym, żeby czynić dobro, nie oczekując w zamian żadnego komplementu czy nagrody.»

B.W.

Źródła:

<https://warmia-i-magia.olsztyn.pl/>
<https://olsztyn.wyborcza.pl/olsztyn/7 z 26.11.2025>
<https://kopernik.warmia.mazury.pl/warminskie-skrzaty-przejmuja-olsztyn-powstala-wioska-barstukow/2025-12-11>

PROROCZA MISKA
Von Siegfried Lenz

Jedni nie troszczą w ogóle o przyszłość, inni nabijają sobie głowy wszelkiego rodzaju myślami i cierpią. Również w Sulejkach, trzeba przyznać, cierpieli poniektórzy wskutek tego, co taka przyszłość ze sobą niesie – mianowicie wskutek niepewności. Nikt wszakże nie cierpiał do tego stopnia co oberżysta Ludwik Karnickel, człek ciekawski, o starannie zaczesanym wianuszku włosów i spojrzeniu blakającym się bez celu.

I tak, krótko przed festynem strzeleckim, wybrał się on z porady mego wuja do pewnej zasuszonej babiny nazwiskiem Elżbieta Zwiebulla, znanej ze swych prorocstw.

Udał się do ej chałupy po drugiej stronie rzeki, zbudził pochrapiącą damę z drzemki i przemówił mniej więcej tak:

– Najpierw życzę wam, Elżbieto Zwiebullo, przyjemnego przebudzenia. Przygnała mnie zaś tu niepewność przed festynem strzeleckim. Święto zostało już wyznaczone, tylko że nikt nie wie, jaki to wszystko będzie miało przebieg. To Stanisław Grygula mnie tu przysłał. Sadzi, że zdałoby się może zaryzykować rzut oka w oną miskę, co to widać w niej przeszłość i przyszłość. Między innymi więc i to, czego należy się spodziewać podczas strzeleckiego święta. W razie gdyby się tak objawiło to czy owo, gotów bym dać butelczynę gorzałki.

Babina z początku pogderała trochę, że przerwano jej spanie, ale potem poczłapała bez słowa w kierunku ogromnego tekturowego pudła, które służyło jej za szafę, otworzyła to pudło i wygrzebała zeń brązową pociętą miskę emaliową.

–No tak – powiedziała – a więc początek byśmy już mieli. A teraz, Ludwiku Karnicklu, muszę was prosić, żebyście skoczyli do ogródka i nacięli mi takich rzeczy: dwie gałązki wiśni, jedna gałązkę gruszy, parę odszczypek z krzaka agrestu i, powiedzmy, kilka trawek z ptasiego gniazda. Jeśli naturalnie będą tam akurat jakie. Ja tymczasem nagrzeję wody.

I kiedy Elżbieta Zwiebulla nastawiała wodę, Ludwik Karnickel skoczył do ogrodu, żeby przynieść to, czego sobie życzyła, a gdy wrócił, woda w misce już parowała.

– Zaraz – oznajmiła stara – dowiemy się czegoś bliższego.

– Jeśli mógłbym prosić, to szczególnie o tym, co się tyczy strzeleckiego święta – zaznaczył Ludwik Karnickel.

Babina wzięła nóż, pokroiła drobno gałązki i trawki i wszystko to wrzuciła do miski. Po czym zaczęła z rozmachem mieszać, rozglądając się dokoła.

– Brakuje jeszcze czego? – spytał Ludwik Karnickel.

Elżbieta Zwiebulla nie odpowiedziała, wzięła tylko napastrzek, który gdzieś się tam poniewierał i wrzuciła go do wody, następnie cisnęła za nim guzik, nożyczki, po czym znowu się rozejrzała i dorzuciła kawałek mydła, szpilki do włosów, ścinki papieru, dwa ziemniaki, jodłową szyszkę, a na koniec nawet kawałek kisзки

wątrobianej, którą odkryła na parapecie. I znowu zaczęła starannie mieszać, kiedy Ludwik Karnickel odezwał się:

– Mam tu jeszcze – odezwał się – grzebyk i starą fotografię. Może trzeba by je też tam wrzucić?

– Tylko fotografię – odparła zasuszona babina. – Wtedy już możemy uznać, że dosyć będzie tego wszystkiego.

Ludwik Karnickel z miejsca wrzucił fotografię i przyglądając się, jak stara miesza, czekał pełen niepokoju.

Widział, że niektóre rzeczy pływają po wierzchu, a inne idą na dno i już samo to wydało mu się pełne znaczenia. Coraz więcej słów cisnęło mu się na język, także miał niejake trudności z powstrzymaniem ich. Zaczął się już wiercić na swoim stołku, gdy tymczasem Elżbieta Zwiebulla pochylona nad miską wpatrywała się w nią z natężeniem. Spoglądała tak może z kwadransik, raz po raz to szturchnęła jakąś pływającą gałązkę, to trąciła coś na dnie miski.

Ludwik Karnickel, nie mogąc się już powstrzymać, ruszył do stołu i spytał:

– Co – spytał – wydarzy się w strzeleckie święto? Elżbieto Zwiebullo, wyjaw mi swoje prorocstwo!

Babina wpatrywała się jeszcze chwilkę w miskę, po czym odrzekła:

– Nic specjalnego się tu nie pokazuje. Jest jakiś mały człowiek na tym święcie strzeleckim. Może postrzelą go w ramię, a może i nie.

Strzelcy, ci będą w swoim czasie napływać do twej gospody.

Będą jeść, będą pić. A potem będzie bijatyka. Być może komuś zdemolują głowę. Będzie rozbita spora ilość szkła na łbie jakiegoś strzelca.

Zrobiła przerwę, wyciągnęła kiskę wątrobianą z wody, obwąchała ją i zaniósła z powrotem na parapet. Potem znowu usiadła i zaczęła wpatrywać się w słynną proroczą miskę.

– A czy jeszcze poza tym – spytał Ludwik Karnickel – coś się wydarzy?

– Wydarzy się – zapewniła babina – a jakże! Na przykład paru podchmielonych strzelców rozłoży się do spania w ogródku na grządkach ze szparagami. Możliwe że zostaną potem wyrzuceni na gnojowisko, a możliwe że i gdzie indziej. Być może jakaś jejmość wleci do wody. I to już koniec. Czyście, Ludwiku Karnicklu, przynieśli ze sobą butelczynę? Jeśli nie, tobym sobie po nią poszła.

Ludwik Karnickel, nieobecny duchem, wyciągnął butelkę ze swego kaftana, podał ją przez stół i chwiejnym krokiem skierował się ku drzwiom.

Cały był pogrążony w rozmyślaniach wokół tego, co miało nadejść. Czoło miał zasępione, serce owiane chmurami.

Udał się do domu, z nikim nie zamienił słowa, nawet z moim wujaszkiem Stanisławem Grygułą – czynił wysiłki jedynie w kierunku dostosowania się do przewidzianych proroctwem okoliczności. I tak mijały dni i tygodnie, aż nadszedł czas, na który

przypadał sulejkowski festyn strzelecki.

Z początku Ludwik Karnickel w ogóle nie chciał wstać tego dnia, nagle jednak poniosła go ciekawość, albowiem godziło się przeżyć wyprorokowane wydarzenia.

Dlatego też Ludwik Karnickel porwał swoją flintę i wymaszerował wraz ze strzelcami na strażacką łąkę, gdzie urządzono strzeleckie rowy, stanowiska i wszystko, co tam jeszcze poza tym miało służyć pokrzepieniu strzeleckiego ducha.

Otóż właśnie, i kto teraz nie zechce uwierzyć, co się wydarzyło, ten niech raczej moczy sobie nogi zamiast dalej czytać.

A więc: w czasie kiedy strzelcy z całą ochotą prażyli z flint, któż to tam ku zdziwieniu wszystkich wyskoczył z rowu strzeleckiego? Otóż szewc Karol Kukułka.

Nagle padł strzał – i to akurat z flinty Ludwika Karnickla – a pocisk skierował się wprost w wątłe ramię szewca.

Trafił w nie oczywiście, ale dzięki Bogu utknął w rozlicznych koszulach, kaftanach, opaskach i króliczych skórkach, w jakie był odziany Karol Kukułka dla utrzymania ciepłoty ciała.

Powstał niesłychany harmider, dociekaniom nie było końca i trwało dobrą chwilę, zanim strzelcy mogli znów kontynuować krzepiace ducha współzawodnictwo.

Strzelano teraz dopóty, dopóki pewien jednooki zawodnik, którego nazwisko wyleciało mi z głowy, nie został obwołany królem strzelców.

Odrąbiono zawody i ludziska ruszyli hurmem do gospody Ludwika Karnickla. Jedli i pili, tak jak to było wyprorokowane, jednakże w trakcie owego jedzenia i picia zaczął się wymądrzać pewien pyskacz, wielce zarozumiały typ, niejaki Fryderyk Armbrust, który mimo że był dopiero dwunasty, siebie właśnie uważał za prawowitego króla strzelców, jako że – co wciąż od nowa twierdził – strzelał wilgotną amunicją.

Przechwalał się w kółko tak długo, aż wreszcie Ludwik Karnickel, mając na względzie uszy obecnych, podszedł do niego i upomniał go grzecznie, by ten opamiętał się w mowie.

Co tu dużo mówić; ówże Armbrust, nie pytając wiele, z miejsca wdał się z Ludwikiem Karnicklem w bijatykę – przy czym ten ostatni zdemolował zarozumialcowi to, czym tamten podpadł – mianowicie gębę. Ledwo się to wydarzyło, a więc ledwo spełniło się następne proroctwo, kiedy zaczął się teraz stawiać kompan tamtego pyskacza.

A zachowywał się tak czupurnie, że ktoś z obecnych zdzielił go po łbie kuflem od piwa, i to bynajmniej nie delikatnie. Przy tej okazji stłukł się kufel, a także kupa innych szklanek, w które raptem jakby żywy duch wstąpił i które niczym wróble fruwały w powietrzu. A kiedy wreszcie zapanował spokój w gospodzie Ludwika Karnickla, tu i ówdzie rozległy się głosy nawołujące do zgody.

Nawoływania poskutkowały i zgodę zakropiono tak solidnie, że co niektórzy strzelcy o władnięci zmęczeniem ruszyli do domów na spoczynek.

Ale po drodze wzięli grządki ze szparagami u Ludwika Karnickla za materace i tam pozasypiali. Kiedy więc Ludwik Karnickel dla skontrolowania proroctwa udał się do ogródka, naliczył z górą dwudziestu dwóch strzelców w charakterze gości noclegowych. A że szparagi akurat zamierzały wybić się na światło dzienne, toteż strzelcy nie byli szczególnie pożądani na grządkach. Ludwik Karnickel tak długo zachodził w głowę, co czynić, dopóki nie uznał, że najlepiej będzie rozwiązać ten problem zgodnie z duchem proroctwa: pościągał śpiących strzelców na taczkę i w pocie czoła powyrzucał ich na gnojowisko.

Następnie pośpieszył z powrotem do swoich ostatnich gości, którzy korzystając z jego nieobecności gasili pragnienie tym, na co akurat mieli ochotę. Jeden z nich tak już przeholował, że Ludwik Karnickel w słusznym gniewie ruszył na niego, ów jednakże – był to chyba ten stary przygłupek – z wrzaskiem wziął nogi za pas. Jego prześladowca rozwścieczył się tak dalece, że pognął za nim w ciemność. Zapędził go w dół ku rzece, gdzie – jak by to powiedzieć – ku bolesnemu zaskoczeniu stracił go z oczu.

Otóż to. Ludwik Karnickel zaczął go teraz szukać, tymczasem jego ostatni goście nalewali sobie, na co tylko mieli ochotę.

A on szukał, nawoływał i złorzeczył dopóty, dopóki nie zauważył nagle jakiejś postaci nad rzeczką. Wtedy... no, co wtedy zrobił? Dосkoczył do owej postaci, złapał ją i cisnął do wody. Ale też za-

raz, niech to lichy, wskoczył za nią, albowiem postacią ową okazała się ni mniej, ni więcej jak znana już nam babina Elżbieta Zwiębulla, która z powodu wrzasków i złorzeczeń nie mogła oddać się swojej drzemce i przysłała wniesć zażalenie.

Ludwik Karnickel zawlókł babinę do domu i przyrzekł jej na koniec jeszcze kropelkę gorzałki. Po czym ukontentowany wrócił do gospody.

Po jakimś czasie wujaszek Stanisław Gryguła zapragnął dowiedzieć się, jak wypadło proroctwo.

I spytał:

– No i jak tam, Ludwiku Karnicklu, sprawdziło się wszystko?

Na co Ludwik Karnickel odparł:

– Wszystko, Stanisławie Gryguło, wyszło podług proroctwa. Tylko że tu i ówdzie, kumie, trzeba było dołożyć nieco trudu, żeby wyszło należyście.

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 69964

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDruk, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Die Weihnachtstraditionen/Tradycje Bożonarodzeniowe

Foto: <https://inspiracje.polki.pl/dom/do-domu/wieniec-adwentowy>,
<https://www.google.com/search>



Märchenhaftes Olsztyn - Die Siedlung der Barstuki /Baśniowy Olsztyn - osada Barstuków. Foto: B.W. S 5/48